**Zeitschrift:** Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer
**Herausgeber:** Auslandschweizer-Organisation
**Band:** 16 (1989)
**Heft:** 4

**Artikel:** Eindrücke aus einem reichen Land
**Autor:** Rosa, Gideon / Bahia, Salvador de
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-909975

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 09.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Land mit einer dynamischen, polemikfreundlichen Kultur ist. Das will, dem Anschein nach, auch das neue Schweizer Kulturzentrum in Paris zeigen. Doch der Weg dahin verspricht lang zu werden, zum einen, weil Klischees nicht von heute auf morgen zum Verschwinden gebracht werden können, zum anderen weil sich im Laufe der Jahre einige helle Partien des Bildes der Schweiz in Frankreich verdunkelt haben. Die so saubere Schweiz ist stark von Aids betroffen. Es gibt da also einen Bruch. Was sodann die vollkommene Demokratie betrifft, die Generationen von Studierenden anhand des schweizerischen Modells gelernt haben, so haben ihr Kapitalverschiebungen und anrüchige Affären à la Chaumet das Aussehen einer überreifen Frucht verliehen. Von Cendrars zu Giacometti und Le Corbusier haben sich derart viele Schweizer entschlossen, in Paris zu leben, dass dies seinen Grund haben muss. Er ist von allen ausgesprochen worden: Wären sie in der Schweiz geblieben, so wäre ihr schöpferischer Elan gelähmt worden. Klar, nicht alle Kunstschaffenden haben die Schweiz verlassen, aber die ausgewanderten Schweizer verleihen einem Bild klare Umrisse, das alle anderen und die ganze Schweiz in sich vereinigt: das Bild eines «kastrierenden» Landes. Claude Delarue hat denn auch 1983 im «Journal de Genève» geschrieben, dass die Schweiz ihm Angst mache. Es sei eine «metaphysische Angst». Die scheinbare Ordnung, die stärker sei als all das, was es in diesem Land an Träumen, Phantasie und Vorstellung gebe, habe in seinem Unterbewussten «einen dumpfen Schrecken, ein Unbehagen, eine fast unerträgliche Schwere hervorgerufen».

*Lionel Richard, Paris*

# Eindrücke aus einem reichen Land

Zürich ist für mich die schönste Stadt Europas. Wirklich. Mir gefallen die gutangezogenen, scheinbar sorglos herumschlendernden jungen Pärchen, die man bei gutem Wetter an der Seepromenade antreffen kann. Mir gefällt das Stadtbild der schweizerischen Wirtschaftsmetropole – auch wenn die Einheimischen über den überbordenden Innenstadtverkehr klagen. Und die Tatsache, dass man nach einem langen Abend bei Freunden nachts um zwei Uhr unbehelligt nach Hause spazieren kann, bewerte ich als äusserst positiv. Wer dasselbe schon einmal in Rio de Janeiro versucht hat, weiss, wovon ich spreche. Schweizer Städte wirken, mit London, Paris oder Rom verglichen, ausserordentlich friedlich, und dies nicht bloss wegen der beinahe sprichwörtlichen helvetischen Sauberkeit. Was für viele in diesem Land eine Selbstverständlichkeit geworden ist, beispielsweise das aus vielen Brunnen sprudelnde saubere Wasser, hat für mich «Drittweltmenschen» Neuentdekkungswert.

*Die Pünktlichkeit der Schweizer Bahnen: für viele Ausländer ein erstaunliches Phänomen. (Foto: Keystone)*

Wenn man durch die Strassen schweizerischer Städte schlendert, begegnet man recht selten fröhlichen Gesichtern. Vielmehr sind die Mienen der Menschen oftmals von Trauer und Einsamkeit geprägt. Nicht nur ältere Menschen scheinen in diesem reichen Land allein zu sein, sondern auch jüngere. Selbst in seriösen Zeitungen finden sich spaltenlange Inseratekolonnen für uns Brasilianer seltsam anmutenden Charakters: Kontaktanzeigen, in denen zu einem Rendezvous mit der Frau/dem Mann des Lebens eingeladen wird. Erotische und pornographische Zeitschriften liegen an den meisten Kiosken auf und lösen, erstaunlicherweise, weder bei Passanten noch denjenigen, die sie durchblättern, Verlegenheit aus.

In der Schweiz gibt es sichtlich eine nationale Vorliebe für Hunde und Katzen – wenn möglich reinrassige. Der Luxus, mit welchem diese Herzenstiere umgeben werden, schockiert jeden aus einem Drittweltland stammenden Menschen zutiefst. Die Supermärkte des Landes sind überfüllt mit Petfood-Angeboten. Für die gesamte Palette der Haustiernahrung wird in grossem Stile im Fernsehen geworben, wobei hyperintelligente Hunde und aseptisch wirkende Katzen artig aufsagen, welche Marke sie bevorzugen. Der Skandal weitet sich auf den Strassen und Plätzen noch aus: Mit Halsbändchen und – bei kaltem Wetter – mit Kleidchen versehen, gehen die Lieblinge der Nation Gassi. Ab und zu wird ein Halt eingeschaltet, um die zartduftenden Exkremente der Tierchen aufzusammeln. Morgens, nachmittags und abends verlassen ganze Heerscharen von wohlausgerüsteten Hundebesitzern ihre Häuser, um ihren Vierbeinern zu folgen. Die Kleinen bellen und beissen nicht.

Bemerkenswert, wie sprachgewandt die Schweizer sind. Fast jedermann spricht Englisch, dazu beherrschen nicht wenige Französisch, Italienisch und Spanisch wie im Schlaf. Besondere Erwähnung verdienen die verschiedenen Kantonsdialekte sowie das Rumantsch, welches im Kampf mit dem Schweizerdeutschen ums Überleben ringt. Während in der französischen und der italienischen Schweiz Idiom und Schriftsprache einigermassen identisch sind, leidet die deutsche Schweiz daran, dass ihre Umgangssprache nicht ebenso geschrieben und gedruckt werden kann. Die Zeitungen erscheinen in Hochdeutsch. Was aber noch nicht heissen will, dass sich die Deutschen mit den Deutschschweizern besonders gut verstehen würden. Und vice versa. Erfordert es die Situation, so geben sich letztere Mühe, mit ihren germanischen Nachbarn hochdeutsch zu sprechen – nicht ohne ihnen jedoch von Zeit zu Zeit einen Blick der Geringschätzung zukommen zu lassen. Denn während der Deutschschweizer den Deutschen problemlos versteht, kann dieser so gut wie nichts mit den diversen helvetischen Dialekten anfangen...

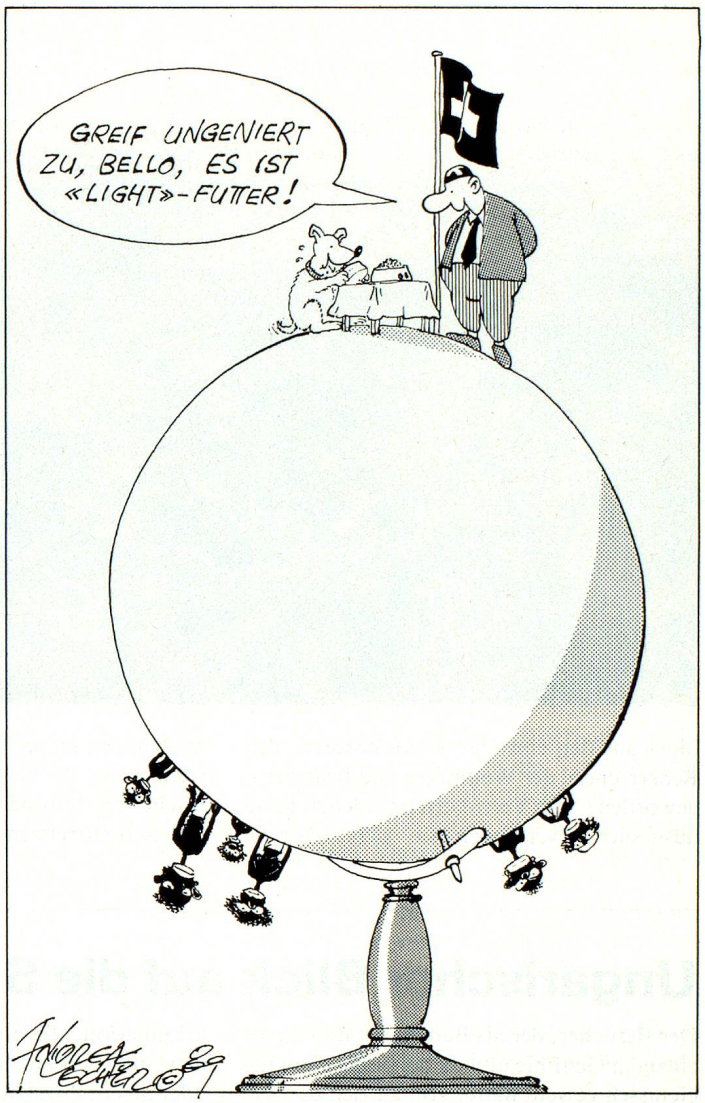
Mögen die Deutschen vielleicht noch etwas neidisch auf den starken Frankenkurs blikken, so ist es für uns Brasilianer geradezu unvorstellbar, wie kaufkräftig die schweizerische Währung ist. Auch im eigenen Land. Schon kurze Zeit nach meiner Ankunft in Zürich habe ich festgestellt, dass die Eidgenossen den Tank ihres Fahrzeuges mit dem Gegenwert von maximal drei Arbeitsstunden auffüllen können. Ein in Autos vernarrter Brasilianer bleibt da vorerst einmal sprachlos. Denn er muss mehr als die Hälfte des staatlich festgelegten Minimallohnes von zirka 65 Franken ausgeben, um sich den Luxus einer Tankfüllung leisten zu können. Bedenkt man, dass ein Angehöriger des bra-

silianischen Mittelstandes (mit viel Glück) zwei bis drei Minimallöhne verdient, so lässt sich unschwer feststellen, dass die Schweizer viel besser dran sind. Und auch mit einer horrenden Jahresinflation, wie sie in Brasilien herrscht, müssen sie sich nicht herumschlagen. In dem halben Jahr, in welchem ich in der Schweiz weilte, hat sich nur ein Lebensmittelprodukt signifikant verteuert: die Milch. Um ganze fünf Rappen pro Liter. «Welch ein Skandal!» kommentierten die Bewohner Helvetiens diesen Vorgang. Würden sie in Brasilien leben, so bliebe ihnen die Erfahrung, dass der heute für einen Franken fünfundsiebzig gekaufte Liter Milch am Monatsende bereits zwei Franken kostet, nicht erspart.

Apropos: Money scheint es in der Schweiz wie Sand am Meer zu geben. Wieviel genau, weiss niemand. Die Schweizer haben zwar Geld, zeigen dies aber nicht. Unschuldigerweise glaubt die Mehrheit der Bevölkerung – und an dieser Stelle möchte ich kurz bemerken, dass der Durchschnitt auch hier nicht überdurchschnittlich ist –, die Stabilität und der Wohlstand der heutigen Schweiz seien aufgrund der unermüdlichen Hingabe der Bevölkerung an die Arbeit entstanden. Nie würde diese Mehrheit an die Dollarmilliarden denken, die aus anderen Ländern, insbesondere Drittweltländern, in die Schweiz geflossen sind.

Ansonsten entzündet sich unter Studenten und Jugendlichen von Zeit zu Zeit der Funken der Rebellion, indem sie gegen die «prekäre» Umweltpolitik oder die rigorose Asylpolitik protestieren, die so weit führt, dass selbst Menschen, die während beinahe zweier Jahrzehnte im Lande gelebt haben, abgeschoben werden. Als Zeichen ihrer Unzufriedenheit haben einige junge Leute in einer öffentlichen Aktion unlängst ihre Pässe verbrannt. Mag diese Demonstration auf den ersten Blick auch mutig erscheinen, so hat sie letztlich bloss Symbolcharakter. Denn an dem Tag, an welchem die Manifestanten wieder Lust auf eine Reise verspüren, bestellen sie ganz einfach einen neuen Pass, ohne Repressalien befürchten zu müssen.

Obwohl die allermeisten Schweizer existentieller Geldsorgen enthoben sind und über einen hohen Lebensstandard verfügen, scheinen sie nicht eben zufriedene Menschen zu sein. Man muss sie verstehen. Denn während langer Monate regnet es, der Himmel bleibt wolkenverhangen, und später im Jahr kommen die kalten Schneemonate hinzu. Dann beginnen die Schweizer von den Tropen zu träumen. Sie werden melancholisch und flüchten während dieser grauen Zeit in ihre Büros. Dort stürzen sie sich, wie es scheint, mit unglaublichem Elan in




die Arbeit – doch bei genauerem Hinsehen drückt sich in diesem Elan nichts anderes aus als die Vorliebe für selbstauferlegten Stress. Mit anderen Worten: Da es im Leben vieler Eidgenossen keine essentielleren Probleme gibt, schaffen sie sich ihre Herausforderungen in der täglichen Arbeit. Dies lässt sich mit Leichtigkeit in zahlreichen Geschäften feststellen. Dort tragen, obwohl die Läden nicht selten leer sind, die herumstehenden Verkäufer einen gespannten Gesichtsausdruck zur Schau, wie wenn bereits die strenge Zeit der Weihnachtsverkäufe angebrochen wäre.

Wer diesem Klima entkommen will, der reist. Vor allem die Jungen geniessen es, einige Monate pro Jahr zu arbeiten, Geld auf die hohe Kante zu legen und dann wieder abzufliegen. Mit Vorliebe in Länder der Dritten Welt, wo sie für einige Zeit wie die Fürsten leben und von wo sie dann «schokkiert von der extremen Armut» in die sichere, ruhige Schweiz heimkehren. Für die Armut in den exotischen Ländern fühlen sie sich meist in keiner Weise verantwortlich. Vielmehr liegt die Schuld, so glauben sie, bei den Bewohnern der Dritten Welt, die erstens zu faul zum Arbeiten seien, zweitens zu viele Kinder hätten und überhaupt endlose Feste einem geregelten Alltagsleben vorzögen...

Wer glaubt, dass die reisefreudigen Jungen sich zu Hause ihr Geld mit minderwertiger Arbeit verdienen, der irrt. Denn schmutzige Arbeiten wie Kehricht sammeln und Teller waschen überlässt man den Ausländern. In den Jahren der wirtschaftlichen Hochkonjunktur holten sich die Schweizer als erstes Italiener ins Land, denen wenig später Spanier folgten. Heute erfreuen sich Portugiesen zunehmender Beliebtheit. «Die portugiesischen Gastarbeiter sind ihr Geld wert», hat man mir erklärt, «die mucken nie auf.» Für uns Brasilianer ist es schlichtweg schokkierend, unseren ehemaligen Tyrannen in der Schweiz gegenüberzustehen. Was ist

*Für den Brasilianer Gideon Rosa die schönste Stadt Europas: Zürich. (Photoswissair)*

bloss aus den einstigen Kolonisatoren, den Beherrschern der Weltmeere und Brasiliens, geworden? Von Vertretern im eigenen Land ausgesucht, verdingen sie sich während neun Monaten pro Jahr als sogenannte Saisonniers in der Schweiz. (Grausam ist die Rache der brasilianischen Götter!) Ob sie Strassen aufreissen, Wege pflastern oder in den Restaurants Tische abwaschen – die fleissigen Portugiesen werden allenthalben geschätzt. Pikantes Detail im Ablauf dieser Form zeitgenössischer Sklaverei: Die Fremdarbeiter arbeiten immer unter der Aufsicht eines Schweizer Chefs.

Was in der Schweiz in bewundernswerter Weise funktioniert, sind die öffentlichen Transportdienste. Die Intercityzüge wie auch die städtischen Trams verkehren mit einer verblüffenden Pünktlichkeit. Ist die Abfahrtszeit der Bahn auf 7.03 Uhr festgelegt worden, so fährt sie auch um drei Minuten nach sieben ab. Ehrenwort. Und dann die Trams erst! Im Fünf- bis Zwölfminutentakt transportieren sie Zehntausende von Passagieren jeden Tag durch die Stadt. Wobei bereits Stimmen laut werden, es müssten mehr Trams her, die Fahrintervalle verkürzt und das Sitzplatzangebot vergrössert werden. Trifft einmal ein Tram nicht ganz programmgemäss ein, so blickt männiglich irritiert auf die Uhr. Die sprichwörtliche schweizerische Pünktlichkeit ist den Eidgenossen in Fleisch und Blut übergegangen – auch wenn sie inzwischen beträchtliche Teile ihres einstigen Uhrenreiches an die japanische Konkurrenz abtreten mussten.

*Gideon Rosa, Salvador de Bahia*

# Ungarischer Blick auf die Schweiz

Der Besucher, der als Berichterstatter zuvor einzig in Genf hie und da bei politischen Ereignissen geweilt hatte, konnte sich diesmal auf Schritt und Tritt davon überzeugen, dass in diesem selbst für ungarisches Mass kleinen Staat – die Fläche der Schweiz beträgt im wesentlichen die Hälfte Ungarns – die Bürger sich voll zu Hause fühlen und wie Eigentümer benehmen. Eine der grössten Sorgen Osteuropas besteht aber gerade darin, dass die Sozialismus genannten Staatssysteme in den Menschen das Eigentümerbewusstsein geschädigt oder gar abgetötet haben und dass in diesen Jahrzehnten kleine wie grosse Vermögen dem Verfall preisgegeben wurden. Dem Besucher, der aus Ungarn anlangt, kommt es als ein Rätsel vor, wie die Gefühle begründet sind, die es den Schweizern erlauben, sich ganz zu Hause zu fühlen in einem Land, in welchem sich beinahe nichts gleicht und wo weder die Sprache noch die Konfession einheitlich sind.

Für den Ostmitteleuropäer bedeutet das friedliche Nebeneinander von Sprachen in der Schweiz ebenfalls ein Grunderlebnis; denn er weiss nur allzu gut, dass in seiner eigenen Region die sprachlich-ethnische Diskrimination, die milderen oder rohen Formen der Unterdrückung, das versteckte oder offene Genozid über beträchtliche Traditionen verfügen und selbst in der Gegenwart noch vorhanden sind.

**Besser als sein Ruf**

Aus einem ostmitteleuropäischen Blickwinkel empfindet man Behauptungen schweizerischer Lokalblätter unter Titeln wie «Materialien zum alltäglichen Rassismus» recht übertrieben. In Ungarn leben zurzeit etwa 20000 Flüchtlinge aus Siebenbürgen, grösstenteils Ungarn, und die bange Frage meldet sich doch schon von Zeit zu Zeit: Was geschieht, wenn grössere Massen die Grenze überschreiten sollten? Das hat allerdings mit der Wirtschaftskrise unseres Landes zu tun; bei der Durchsicht schweizerischer Statistiken musste ich mich dennoch fragen, was in andern Ländern geschähe, wenn im wesentlichen ein Sechstel der Bevölkerung aus Ausländern bestünde. Auch diese in der Schweiz bestehende Vielfalt imponiert, sie passt zu dem zwischen den Landesteilen herrschenden Frieden. Wiederum weiss ich sehr wohl, dass all dies von den wirtschaftlichen Verhältnissen nicht zu trennen ist. Die Schweiz ist eines der reichsten Länder der Welt, das Bruttosozialprodukt pro Kopf beträgt mit 25000 Dollar ungefähr das Zehnfache des ungarischen Wertes. Angesichts der sprachlichen Toleranz und der Aufnahmebereitschaft dachte ich aber doch nicht über den materiellen Hintergrund, sondern vor allem darüber nach, ob die Wirklichkeit wohl nicht besser ist als die Meinung der Schweizer über sich selbst. Und ob die Vorstellung der gegenüber den Fremden misstrauischen Schweizer nicht doch eine Erfindung ist?

**Die direkte Demokratie**

Ostmitteleuropäische Denkweise stösst zum wichtigsten Faktor schweizerischer Zusammengehörigkeit nur schwer vor: zur direkten Demokratie, zu dem blendend ausgebauten System der lokalen Autonomie. Nur mit dieser im Alltag zum Ausdruck kommenden demokratischen Wahrnehmung der örtlichen Interessen ist es zu erklären, dass sich die West- und Südschweizer nicht nach Frankreich und Italien sehnen, ebensowenig wie die Deutschschweizer nach anderen